

EKvW Synode Vortrag Rassismus und Kirche 25.11.25 – Sarah Vecera, VEM

Doppelmoppel – Celina Bostic einspielen¹

Guten Morgen,

mein Name ist Sarah Vecera und ich bin auch doppelt, denn doppelt hält besser. Wenn wir das Lied Zuhause anmachen, singen wir laut mit und tanzen durch die Wohnung.

Es bringt richtig gute Laune und die wollte ich gerne mitbringen, obwohl das nach all den Gratulationen gerade eben vermutlich gar nicht nötig war.

Aber gute Laune ist eine gute Voraussetzung, wenn wir über Rassismus sprechen – auch wenn das vielleicht zunächst Gegensätzlich klingt.

So Gegensätzlich scheint es aber gar nicht zu sein, wenn ich mir zum Beispiel Desmond Tutu ansehe. Hier zum Beispiel aus dem Film „The Book of Joy“ mit dem Dalai Lama. Ich empfehle ihnen von Herzen diesen Film zu schauen. Vor allem jetzt in der dunklen Jahreszeit tun Filme, die Freude ins Herz bringen richtig gut.

Desmond Tutu – in seiner letzten Lebensphase. Ca. 80 Jahre im Kampf gegen Rassismus und glücklich wie wenige Menschen, die ich in dem Alter kenne. Faszinierend – so kann man nach 80 Jahren Antirassismus aussehen.

Und das ist mein Lebensziel. Und nichts weniger wäre auch mein Ziel für diesen Vormittag hier. Ich wünsche mir, dass Sie an Antirassismus und Kirche denken und genauso so strahlen, weil ich ihnen heute Morgen ein klein wenig meiner Lebensfreude an diesem Thema mitgebe, die unter anderem von Menschen wie Desmond Tutu geprägt ist.

Das reicht mir eigentlich fast. Alles andere können sie in der Handreichung lesen oder in meinem Buch oder in zahlreichen anderen Veröffentlichungen.

Neben der Freude habe ich die Erfahrung gemacht, dass es ganz hilfreich bei so einem schweren Thema ist, wenn sie mich, die ich Ihnen heute etwas zum Thema Rassismus erzählen will, ein wenig kennen lernen. Früher wäre es mir noch wichtiger gewesen, dass sie mich auch mögen – find ich immer noch schön, aber wichtiger wäre mir heute, dass sie mir ein wenig Vertrauen dadurch schenken würden, wenn ich sie ein wenig mit in meine Geschichte hinein nehme.

Vor allem ist das mit dem Vertrauen darauf bezogen, dass ich niemanden hier von oben herab belehren mag oder schlimmer noch beschämen und beschuldigen möchte. Das ist mir wirklich sehr wichtig: dass wir uns weniger beschämen und beschuldigen, wenn wir über Diskriminierung generell sprechen. Ich gehe mal davon aus, dass niemand hier im Raum rassistisch sein will, oder? Das ist schon mal eine ziemlich gute Voraussetzung. Und damit können Schuld und Scham nun gern den Raum verlassen. Die stören meistens nur und können ziemlich hartnäckig sein – vor allem bei uns in der Kirche. Daher ist es mir persönlich wirklich ein sehr großes Anliegen, dass wir uns innerlich daran erinnern: dass Schuld und Scham gerade den Raum verlassen haben.

¹ <https://www.youtube.com/watch?v=pfzSVQ-6FTA> (Stand: 23.11.2025)

Und doch gibt es etwas, das wir gerade heute hier nicht ausblenden können:
Bevor ich gleich stärker aus meiner eigenen Biografie erzähle, ist mir noch etwas wichtig:
Wir können in Deutschland nicht über Rassismus sprechen, ohne Antisemitismus
mitzudenken.

Antisemitismus ist eine eigene, sehr spezifische Form von Menschenfeindlichkeit mit
einer langen Geschichte – und die Kirche ist darin tief verstrickt - und er ist leider alles
andere als Vergangenheit, sondern bis heute hoch präsent – auch in Deutschland.

Mein Schwerpunkt heute liegt auf rassistischen Strukturen in Kirche und Gesellschaft,
aber das steht nicht in Konkurrenz zu jüdischen Erfahrungen, sondern gehört für mich
zusammen: Beides stellt uns als Kirche dieselbe theologische Frage: Meinen wir es ernst
damit, dass jeder Mensch Ebenbild Gottes ist?

Ich möchte Sie jetzt ein Stück mit hineinnehmen in meine eigene Geschichte – damit Sie
wissen, wer hier vor Ihnen steht.

Fangen wir mal damit an, wo ich herkomme.

Also nicht wo mein Vater herkommt oder mein Nachname – das wollen die meisten
wissen und damit sie jetzt nicht Rätseln oder googlen müssen, sag ich das vorab.

Mein Vater kommt aus Karachi – aus Pakistan und mein Name kommt aus Tschechien
und hat nichts mit meinem Vater zu tun, sondern viel mehr mit meinem Mann, dessen
Vater aus Tschechien kam und uns diesen wunderbaren Namen beschert hat, der soviel
heißt wie „Abendessen“.

Ich komme jedenfalls aus dem Ruhrgebiet. Wer noch?

Ich komme aus der Stadt, die die meisten Holländer anzieht. Ich war jedoch schon da
bevor es das Centro gab und wir noch nach Holland zum Kaffee kaufen und tanken
gefahren sind.

Ich bin im Drei-Städte-Eck Oberhausen, Bottrop, Essen aufgewachsen und ich habe
mich gegen Bottrop entschieden und lebe auch heute wieder im rheinischen Teil des
Potts in Essen.

Ob Rheinland oder Westfalen bei uns im Pott sieht Freude so aus: >>> Fotos Ruhrgebiet
Wir schreien laut aufm Fußballplatz, wir grölen im Stadion, wir lachen und unterhalten
uns laut in der Bahn, wir können gut n Pläuschchen beim Aldi an’er Kasse halten. Oder?
Das ist das Ruhrgebiet und sie nicken und ich merke, wir sind miteinander verbunden.
Das ist schön.

Auf den Lesungen meines Buches „Wie ist Jesus weiß geworden?“ lese ich immer einen
kleinen Abschnitt vor, in dem mich ein wenig vorstelle und mit dem Begriff
Migrationshintergrund hadere:

„Da halfen auch nicht meine guten Manieren,
mein Abitur, mein deutscher Pass mit Geburtsort Oberhausen,
meine Ordination in der Evangelischen Kirche im Rheinland,
Interesse an deutschem Kulturgut von Goethe über Pommies
Schranke bis hin zu Helene Fischer, später dann unser Eigenheim
im Spießerviertel, ein weißer Ehemann, zwei weiße Kinder

(wobei man sich bei meinem Sohn noch nicht ganz einig ist), ein überproportionaler Hang zu Effektivität, fundiertes Wissen über die NS-Zeit und mein ordentlicher Ruhrpott-Dialekt. Ich liebte als Kind Bratkartoffeln mit Rahmspinat, verbrachte meine Sommer an der holländischen Nordseeküste, hatte echte Bergleute in meiner Familie, trank Medium-Sprudelwasser aus ausgespülten Senfgläsern und schaute gern die Sendung mit der Maus, den Li-La-Launebär und später Gute Zeiten Schlechte Zeiten. Wo war denn da bitte mein Migrationshintergrund? Evangelische Taufe, katholischer Kindergarten, Kindergottesdienste, die sogar mein eigener Opa hielt, Vorschule, Grundschule, Montessori-Gymnasium, Konfirmation, ehrenamtliches Engagement in der Jugendarbeit, Freiwilligendienst mit der Vereinten Evangelischen Mission in Tansania, CVJM-Kolleg, Uni, Nebenjob, WGs, ... Wenn es »den« deutschen Lebenslauf gäbe, ich würde viele Kriterien erfüllen. Was aber zum »richtigen« Deutsch-Sein fehlt: Ich bin nicht weiß. Und weil es an Begrifflichkeiten wie »People of Color« mangelte und »nicht-weiß« so klingt, als ob mir irgendwas fehlte, wählte man »Migrationshintergrund«, um auszudrücken, was sowieso alle sahen. Obwohl wir ja häufig beteuern, dass wir eigentlich keine Hautfarbe sehen und gleichzeitig oft voller Freude feststellen, wie schön bunt unsere Gemeinschaft ist. Es ist kompliziert.“
(Wie ist Jesus weiß geworden, S.25)

Heute hadere ich mit dem Begriff Migrationshintergrund übrigens nicht mehr so – sowas ist ja auch abhängig von individuellen Lebensphasen und das Buch ja nun schon 5 Jahren geschrieben worden. Dennoch mag ich den Text und die Senfgläser.

Und sie merken, da ist viel Kirche in meinem Lebenslauf und ich kann heute wirklich sagen, dass ich die beste Zeit meiner Kindheit und Jugend in der Evangelischen Kirche hatte.

Ich wäre nicht die, die ich heute bin, wenn es die Kirche nicht gegeben hätte. Ich bin bei meinen deutschen Großeltern aufgewachsen und die waren beide stark engagiert in der Kirchengemeinde vor Ort.

Ob es der Kindergottesdienst meines Opa war, der Posaunenchor in dem ich spielte, die Kinderfreizeiten oder meine Teenagerzeit in der Evangelischen Jugend. Es waren wunderbare Zeiten.

Während ich in der Schule abwertend behandelt wurde, hat man mich in der Evangelischen Jugend auf Bühnen singen, Theaterspielen und sprechen lassen. Ich durfte mich ausprobieren, Freizeiten leiten und erwachsene ausgebildete Menschen ließen mich mit 16 Jahren im Jugendgottesdienst predigen. Gott sei Dank hat das damals noch niemand gefilmt und ins Internet hochgeladen, weil es vermutlich grottig war, aber für mich war es ein Segen. Da waren Menschen, die haben an mich geglaubt

und mir das Gefühl gegeben, ich bin etwas wert. Da waren Menschen, die haben mir Würde zugesprochen, während sie mir im Bildungssystem oft genommen wurde.

Viele hier im Saal werden ähnliche Erfahrungen haben und vielleicht jetzt gerade auch an solche Situationen aus ihrer Kindheit und Jugend gedacht haben.

Und diese Menschen gibt es immer noch in der Kirche.

Es gibt Menschen, die engagieren sich ehrenamtlich voller Liebe oder hauptamtlich über ihren eigenen Dienstauftrag hinaus leidenschaftlich in der Kirche. Und das trifft vermutlich auf die meisten hier zu.

Und soll ich Ihnen was sagen?

Das ist eine gute Voraussetzung, wenn wir über Antirassismus nachdenken.

Wir wollen hier alle keinen Rassismus haben und wir haben positive Erinnerungen an die Kirche und wir sind ja noch hier, obwohl viele gehen und sehr wenige noch Vertrauen haben in uns als Institution.

Die neue WDR-Studie zeigt: 75 % der Menschen haben wenig oder gar kein Vertrauen mehr in die Kirche.²

Und das ist ein sehr großes Problem, aber das bestätigen mir leider vor allem marginalisierte Menschen, Menschen of Color, Menschen mit internationaler Familiengeschichte, jüdische Menschen, aber auch queere Menschen, behinderte Menschen und Betroffene sexualisierter Gewalt.

Je öffentlicher ich über Rassismus in und außerhalb der Kirche spreche, desto mehr Menschen vertrauen sich mir auch als Menschen an und erzählen mir von ihrem Misstrauen.

Das macht mich richtig traurig, weil ich ja diese positiven Erfahrungen aus der Kirche habe.

Zum anderen überrascht es mich aber auch nicht, weil ich ja aus meiner nun mittlerweile über 10-jährigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Rassismus weiß, dass wir ihn in fast allen gesellschaftlichen Bereichen belegen können.

Ein Beispiel aus der Schule ist die bekannte ›Max-und-Murat-Studie‹. Da haben angehende Lehrkräfte Diktate bewertet, die exakt gleich viele Fehler hatten. Auf dem einen Blatt stand ‚Max‘, auf dem anderen ‚Murat‘.

Ergebnis: Max bekam im Schnitt die bessere Note als Murat – bei gleicher Leistung. Es war also nicht das Kind, das den Unterschied gemacht hat, sondern der Name. So sieht strukturelle, eingeübte Ungleichbehandlung aus – noch bevor ein Kind überhaupt den Mund aufmacht.³

Ähnlich sieht es auf dem Arbeitsmarkt aus. In einer Feldstudie der Universität Linz wurden hunderte Bewerbungen mit identischen Lebensläufen an Unternehmen in Deutschland geschickt: einmal mit einem ‚typisch deutschen‘ Namen, einmal mit einem türkischen Namen, einmal mit türkischem Namen und Kopftuch auf dem Foto.

² <https://share.google/X1FpevctOQIRawUxE> (Stand: 23.11.25)

³ <https://www.frontiersin.org/journals/psychology/articles/10.3389/fpsyg.2018.00481/full> (Stand: 23.11.25)

Die Bewerberin mit deutschem Namen wurde in knapp jedem fünften Fall eingeladen. Die Frau mit türkischem Namen bekam deutlich seltener eine Rückmeldung. Und die Frau mit Kopftuch wurde nur noch in gut vier Prozent der Fälle überhaupt zum Gespräch eingeladen – bei exakt gleicher Qualifikation.

Der Unterschied war nicht Leistung, sondern Name und Kopftuch. Das ist das Gesicht von Rassismus und antimuslimischer Diskriminierung heute – unspektakulär, statistisch, aber für die Betroffenen existenziell.⁴

Und wenn ich mit meinem heutigen Wissen zurückschaue, dann habe ich ja schon mit 5 Jahren gespürt, dass ich anders behandelt wurde, weil ich mit süßen Äffchen verglichen wurde oder Pädagogen über mich sagten, dass ich einfach zu viel südländisches Temperament im Blut hatte und deshalb zu aufgedreht gewesen sei.

Mit Mitte 20 habe ich erst zaghaft durch die VEM verstanden, dass diese kleinen Dinge, die mir auch in der Kirche, aber vor allem in meinem sonstigen Leben (Schule, öffentlicher Raum etc...) auffielen, etwas mit einem System des Rassismus zu tun haben.

Es hat 15 Jahre gedauert und ich bin heute mit 42 immer noch nicht fertig und lerne immer mehr über die Komplexität von Rassismus. Daher bin ich übrigens auch sehr geduldig mit den Menschen, die sich noch nicht halb so lange damit auseinandersetzen.

Vor meiner Auseinandersetzung in der VEM hatte ich das Wort „Rassismus“ lediglich in Bezug auf die Nazis gehört oder in den 90er Jahren waren es diejenigen, die die „Flüchtlingsheime“ in Brand gesetzt hatten – Rostock Lichtenhagen z.B. – das waren Menschen, die sehr bewusst Menschenfeindlich waren und auch klar zu erkennen waren: sie trugen Springerstiefel, Glatze, Bomberjacke und ich wusste, dass ich um diese Menschen einen großen Bogen machen musste, wenn ich sie von weitem sah.

Aber sonst gab es offiziell keinen Rassismus. Ich bin, wie gesagt, bei meinen deutschen Großeltern aufgewachsen: Jahrgang 33 und 34 – die sogenannte Kriegskindergeneration. Für sie war Rassismus das Trauma ihrer Kindheit, von dem sie nie die Möglichkeit hatten es zu überwinden. Dieses Schicksal teilten sie mit ihrer Generation. Sabine Bode schreibt in ihrem wunderbaren Buch „Die vergessene Generation“ über die Kriegskinder.⁵

Meine Oma floh mit 12 Jahren mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder von Pommern ins Ruhrgebiet. Über ihre Flucht hat sie nie gesprochen, aber sie kannte das Gefühl „irgendwie anders“ behandelt zu werden. Dieses Gefühl teilten wir beide und es war ein Segen für mich als Kind, dass da jemand war, die meine Gefühle der Ausgrenzung immer verstand und nie beschönigen wollte. Wir wussten beide mit unseren unterschiedlichen Erfahrungen, hier stimmt was nicht und wir werden zu „Fremden“ gemacht. Nicht von einer bestimmten Person, sondern allgemein.

⁴ <https://docs.iza.org/dp10217.pdf> (Stand: 23.11.25)

⁵ [Die vergessene Generation von Sabine Bode | Klett-Cotta](#)

Das Wort Rassismus auf diese vermeintlichen Lappalien anzuwenden fiel niemandem ein. Das war das Wort, das wir für Adolf Hitler verwendeten.

Wenn wir an Hitler und den Nationalsozialismus denken, dann denken wir in Deutschland zu Recht zuerst an die Shoah, an den Versuch, Jüdinnen und Juden systematisch auszurotten.

Antisemitismus ist dabei nicht einfach nur ein Unterpunkt von Rassismus, sondern eine eigene Ideologie mit einer sehr langen Geschichte – gerade auch in der Kirche, in unseren Bibelauslegungen, in unserem kirchlichen Antijudaismus. Gleichzeitig war dieser Vernichtungsantisemitismus im Nationalsozialismus mit rassistischen Vorstellungen verschmolzen: Jüdinnen und Juden wurden als ‚Rasse‘ konstruiert, entmenschlicht, entwürdigt.

Diese Geschichte ist nicht abgeschlossen, sie wirkt bis heute in jüdischen Communities, in Familien, in unseren kirchlichen Traditionen und in politischen Debatten nach.

In den aktuellen Debatten erlebe ich leider immer wieder, dass Antisemitismus und Rassismus gegeneinander ausgespielt werden: mal wird Antisemitismus benutzt, um Gespräche über Rassismus heute abzuwürgen, mal werden jüdische Perspektiven in antirassistischen Kontexten an den Rand gedrängt. Beides nimmt die betroffenen Menschen nicht ernst.

Mir ist wichtig, das heute klar zu sagen: Wenn wir Rassismus in der Kirche bearbeiten, dann darf das nie auf Kosten jüdischer Erfahrungen gehen. Und umgekehrt: Eine Kirche, die glaubwürdig gegen Antisemitismus aufsteht, kann es sich nicht leisten, rassistische Strukturen zu ignorieren. Es sind unterschiedliche Geschichten, aber sie entspringen derselben falschen Hierarchie von Menschenleben.

Und selbst in kirchlichen Erzählungen schienen die Menschen um uns herum ja alle Dietrich Bonhoeffer gewesen zu sein und auch in Familienerzählungen erzählte man sich nur das Positive. Darüber gibt es eine Studie, die auch in einem Buch veröffentlicht wurde „Opa, war kein Nazi!“⁶. Diese Studie besagt, dass es sehr ähnliche positive Familienerzählungen über die NS Zeit gibt in Deutschland. Bei uns in der Familie ist es die Geschichte von Uropa Wilhelm, der eines Sonntags Morgens der Hitlerjugend die Tür vor der Nase zugeschlagen hat mit den Worten: Meine Kinder gehen nicht zur Hitlerjugend, wir gehen als Familie in den Gottesdienst.

Das war ganz sicher ein sehr mutiger Moment im Leben meines Urgroßvaters, aber das ist eine der sehr wenigen Geschichten, die wir uns über ihn erzählen und es gab ganz sicher auch Momente, in denen weggeschaut wurde, als die jüdischen Nachbarn verschwanden. Und auch das ist ja total verständlich, aber darüber reden wir nicht. Oder zumindest viel zu wenig.

Und dann werden im Jahr 2020 während der Pandemie plötzlich viele Stimmen laut, die uns sagen, dass wir rassistisch sozialisiert sind. Dabei war selbst Uropa Wilhelm nicht

⁶ »Opa war kein Nazi« - Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall | S. Fischer Verlage

rassistisch, sondern Antirassist. Und in der Kirche haben wir noch und nöcher von Bonhoeffer gehört und auch nicht viel über die große Mehrheit, die nicht Bonhoeffer und bekennende Kirche waren.

Und wenn selbst die alle nicht rassistisch waren und es in den 90ern höchstens die Neo-Nazis waren, dann kann ich doch nicht rassistisch sein?!

Dieses Wort ist durch all das inkl. all unserer Familientraumata so hoch emotional moralisch aufgeladen – vor allem in Deutschland - , dass wir es vielleicht noch rein theoretisch strukturell verstehen können, aber innerlich emotional für uns selbst ablehnen.

Ich kann das total verstehen und gleichzeitig muss ich ihnen leider sagen: ich hab kein anderes Wort und es gibt Zusammenhänge – auch in unserer Kirche – und wenn wir als Kirche in einer superdiversen Gesellschaft mit einem Migrationsanteil bei fast 50% bei Kindern⁷ nicht nur überleben wollen, sondern vielleicht sogar eine wichtige Rolle einnehmen könnten, dann lohnt es sich da hinzuschauen – historisch und theologisch.

Und zwar vor allem in die Kolonialzeit.

Die Hochphase der Kolonialzeit beschreibt man so zwischen 1880 – 1960

Die Hochphase der Entstehung von Rassenideologie verortet man etwas früher: 19.+20. Jahrhundert.

In der Zeit ist die Vereinte Evangelische Mission entstanden, die EKD in ihrer Form, wie sie heute besteht, die allermeisten Kirchen im Globalen Süden, der Kapitalismus, Nationalstaaten, Wissenschaft,...⁸

Es war nach der Zeit der Aufklärung – Freiheit Gleichheit Brüderlichkeit hatten die Menschen in Europa verinnerlicht. Die Würde des Menschen wurde groß geschrieben. Und gleichzeitig lud Bismarck nach Berlin ein zur großen Kongo-Konferenz, 1884, damit europäische Großmächte Afrika aufteilten, wie beim Spiel Risiko.

Diese Gleichzeitigkeit musste man ja irgendwie aushalten. Also brauchte es einen Legitimationstrick, der besagte, dass es schon ok sei, Menschen kolonial auszubeuten und massenhaft zu ermorden, wie es die Deutschen 1904 im heutigen Namibia oder von 1905-1907 im heutigen Tansania taten.

Wie konnte man da noch von der Gleichheit sprechen, wenn man morgens in den Spiegel schauen wollte.

Also brauchte es eine Erklärung - einen Legitimationstrick sozusagen - und diesen lieferten die Wissenschaft, die Philosophie und die Kirche.

Es war ein französischer Arzt, der 1684 bereits erstmalig gesagt hatte, dass der Begriff der „Rasse“ auch auf den Menschen anzuwenden sei.⁹

⁷ <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61646/bevoelkerung-mit-migrationshintergrund/> (Stand: 23.11.25)

⁸ El-Mafaalani, Aladin: Wozu Rassismus?: Von der Erfindung der Menschenrassen bis zum rassismuskritischen Widerstand, Berlin 2021, S. 14

⁹ Ogette, Tupoka: Exit racism: rassismuskritisch denken lernen, Münster 2019, S.35

Und dann war es Immanuel Kant, der 1775 in seinem Aufsatz über „Menschenrassen“ schrieb: „Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Rasse der Weißen zu finden“¹⁰

Und Friedrich Hegel fügte 1822 in einer Vorlesung hinzu: „Der N**** stelle den natürlichen Menschen in seiner Wildheit und Unbändigkeit dar. (...) es ist nichts an das Menschlich Anklingende in diesem Charakter zu finden.“¹¹

Und dann war noch die Theologie, die durch den Theologieprofessor Johann Heinrich Heidegger im 17. Jahrhundert bereits Schwarz-Sein mit einem Fluch lehrte. Als Noah seinen Sohn Ham nämlich verfluchte, so lehrte er, kräuselten sich seine Haare und sein Gesicht färbte sich augenblicklich schwarz. Das Noah und Ham nicht weiß waren ist sehr wahrscheinlich und dass Noah Ham verfluchte steht so in Genesis. Die Idee von den Auswirkungen des Fluches ist jedoch heute nicht so haltbar.¹²

Aber die Kirche blieb dabei, der Idee von „Menschenrassen“ beizupflichten und lehrte auch noch bis ins 20. Jahrhundert, dass Schwarz negativ in der Bibel sei (Tod, Trauer) und weiß positiv (Gottes Reich, Neue Welt,...) Dass damit keine Hautfarben gemeint sind und sowieso niemand Schwarz und weiß ist, sondern wir von beige, braun und rosa-Nuancen sprechen, interessierte nicht, weil Menschen so gut diese Gleichzeitigkeit der Zeit aushalten konnten.

So konnte man in den Spiegel schauen. Wenn man selbst die Krone der Schöpfung ist und „die Anderen“ Abstufungen. So können wir bis heute in der Kirche singen „Schwarze, weiße, rote, gelbe, Gott hat sie alle lieb“ und reproduzieren damit die Rassenideologie dieser Zeit und das in der scheinbaren Vergewisserung, dass Gott uns alle lieb hat.

Und genauso konnte eine Empathielücke entstehen. Wenn jemand weniger Mensch wie ich und mehr „anders“ ist als ich selbst, dann bin ich ihm nicht nur moralisch weniger verpflichtet, sondern auch empathisch ferner.

Wir fühlen mehr mit Menschen mit, die uns nah und ähnlich sind.

Ich fühle ganz anders mit Eltern mit, deren Kindern was schlimmes zustößt seitdem ich selbst Mutter bin. Es gibt zig andere Beispiele, wo sie aufgrund eigener Anknüpfungspunkte besser mitfühlen.

Das ist erstmal ganz menschlich.

Aber dieser Mechanismus wurde missbraucht, weil man absichtlich eine Empathielücke schaffen wollte, zu Menschen die nicht weiß europäisch und christlich waren. Damit man sie leichter, wie Objekte behandeln konnte.

Und das hat leider Gottes Auswirkungen bis auf uns heute, weil wir vieles (verständlicherweise) nicht aufarbeiten konnten.

¹⁰ Vecera, Sarah: Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus, Stuttgart, 2022, S.80

¹¹ Ebd.

¹² Gafney, Wilda C.: Womanist Midrash: A Reintroduction to the Women of the Torah and the Throne, Louisville KY 2017, S. 72-85.

Wenn wir uns jedoch ansehen, welche Bilder uns geprägt haben und wenn wir (mich eingeschlossen) ganz ehrlich zu uns sind, dann gab es viele Bilder, die gewisse Menschen zu „anderen“ gemacht haben.

>>> Folie mit Beispielbildern (Pipi in Takatukaland, das lustige Taschenbuch, Tim&Struppi im Kongo, Nick-N als Missionsspardose, Stummer Diener, A-Team, Lieder aus der Mundorgel, Yakari,...)

All diese negativen Bilder über Schwarze Menschen sind nicht spezifisch deutsch. Sie prägen bis heute Kinder Weltweit. Das besagt auch das »Projective Doll Interview«¹³. Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren wurden dabei eine Schwarze und eine weiße Puppe vorgesetzt und ihnen wurden Fragen gestellt: Welche Puppe ist die schöne Puppe? Welche Puppe ist klüger? Welche Puppe würdest du zu deinem Kindergeburtstag einladen? Welche Puppe kriegt öfter Ärger von der Lehrerin? Ergebnis der Interviews war, dass die weiße Puppe mehrheitlich mit positiven Eigenschaften in Verbindung gebracht wurde und die Schwarze Puppe mit negativen. Das Ergebnis war unverändert bei weißen und Schwarzen Kleinkindern und blieb sowohl im Jahr 1940 in den USA als auch 2010 in Italien sowie 2021 in den Niederlanden unverändert. Es ist erschreckend, wie früh Kinder Narrative aufsaugen und diese sich festsetzen in ihren kleinen Köpfen und sie dann ein Leben lang prägen.

In meinen Workshops zeig ich manchmal dieses Interview. Danach ist eine Betroffenheit im Raum. Die Teilnehmenden sind meistens überwiegend *weiß* und es macht mich sehr nachdenklich, dass sie mehr mit den Schwarzen Kindern mitfühlen, die die *weiße* Puppe schöner und klüger finden als mit den *weißen* Kindern, die das tun.

Es ist ja auch hier im Raum so. Die meisten von Ihnen waren mal das weiße Kind. Wer hat uns eigentlich verboten mit dem weißen Kind mitzufühlen? Das ist doch ein Kind. Ein Kind, das sie selbst mal waren. Wer hat eigentlich gesagt, dass weiße Menschen nicht von Rassismus betroffen sind? Das weiße Kind, welches (wodurch auch immer) bereits die Lüge erlernt hat, dass Schwarze Menschen weniger intelligent und schön sind, ist doch mindestens so betroffen wie ich von Rassismus.

Und ich hatte sogar einen Vorteil mit 5 Jahren: Ich wusste bereits, dass da irgendwas nicht stimmt, während meine weiße blonde Freundin Katrin davon gar nichts bewusst mitbekommen hat.

Klar sind einige Menschen strukturell durch Rassismus benachteiligt (können wir an zahlreichen Studien belegen), aber betroffen sind wir alle.

Und es betrifft uns auch als Kirche, weil wir an die Ebenbildlichkeit Gottes glauben, weil wir den Leib Christi predigen, weil Jesus selbst zu denen gegangen ist, die ausgegrenzt wurden und sich sogar hat von Ihnen belehren lassen.

Und mit dieser Grundlage können wir eine Kirche sein, die einen Unterschied macht in einer Gesellschaft, die Menschen im Mittelmeer ertrinken lässt, die Kindern mit Migrationsgeschichte Chancen verwehrt, die kleine Kinder als Paschas bezeichnet und ihnen weniger das Gymnasium zutraut.

¹³ <https://www.migazin.de/2014/04/17/rassistische-kinder-doll-test/> (Stand: 23.11.25)

Wir können das, weil wir einen Glauben haben, der uns befreit das zu tun, weil wir eine Hoffnung haben, die uns stärkt und uns positiv in die Zukunft blicken lassen kann. Das brauchen wir alle mehr denn je. Menschen die neu hier in Deutschland ankommen, Menschen die strukturell durch Rassismus benachteiligt werden, aber auch alle wir hier, die wir hier sitzen. Wir leben in einer Welt, die uns trennen will und wir sollten am Bild des einen Leibes Christi festhalten und uns nicht trennen lassen!

Wir können uns gemeinsam verbinden. Rassismus will immer eins: Uns durch diese Empathielücke trennen und spalten, wenn wir uns beschuldigen, beschämen und den einen mehr Betroffenheit zugestehen als den anderen, freut sich am Ende nur der Rassismus und weder die einen noch die anderen – wer auch immer das überhaupt sein mag – profitieren wirklich davon. Niemand fühlt sich so am Ende des Tages gut.

Ich will sie nicht als Rassisten beschimpfen. Das sind sie ganz sicherlich nicht. Ich will uns nur einladen, nochmal dahinzuschauen, was wir an Prägung mit uns herumtragen. Als einzelne und als Kirche. Nur wenn wir in die Vergangenheit schauen, können wir auch die Zukunft gestalten.

Und wenn sie da Lust drauf haben, dann empfehle ich ihnen das bei dem Verein Phoenix e.V.¹⁴ zu tun. Wir arbeiten in der VEM eng mit Phoenix zusammen und fühlen uns sehr verbunden dort als internationales Kollegium. Weil es dort einen Ort gibt, an dem auf Verbindung gesetzt wird. Bereits in den 1980er Jahren hat der rheinische deutsch-nigerianische Pfarrer Austen Peter Brandt die ersten Antirassismus Trainings in Deutschland mit genau dieser Haltung der Verbindung durchgeführt. Und daraus hat er dann mit zwei weiteren weißen deutschen Pfarrpersonen den Verein Phoenix e.V. außerhalb der Kirche gegründet. Diese Haltung im Antirassismus der Verbindung habe ich in Deutschland nirgends sonst mit so viel Überzeugung, Leidenschaft und Herzlichkeit erlebt, wie bei Phoenix und ich glaube, dort und bei der internationalen Gemeinschaft der VEM liegen Ideen, wie wir als Evangelische Kirche in Deutschland in Zukunft positive Gegenerzählungen gestalten und Hoffnungsort sein können in einer superdiversen Gesellschaft, die viel aktuell Hoffnung gebrauchen kann.

Meinen Vortrag möchte ich schließen mit einem Text am Ende meines zweiten Buches „Gemeinsam anders“, welches ich meiner Oma gewidmet habe. Es sind die vermeintlich „kleinen Leute“ die großes verändern und dabei ganz unscheinbar bleiben. Es gibt viele solcher Menschen, die nie in Synoden sitzen, aber nicht weniger Kirche sind als wir.

„Meine Oma floh, als sie elf Jahre alt war, mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder aus Pommern ins Ruhrgebiet. Mit 49 Jahren nahm sie mich als Baby auf und machte in keiner Sekunde einen Unterschied zwischen mir und ihren leiblichen Kindern. Sie war für mich die Mutter, die ich nie hatte. Mit ihr verbrachte ich die meiste Zeit meiner Kindheit. Kein anderer Mensch prägte mich mehr als sie. Ihr Trauma der Flucht hatte sie nie wirklich

¹⁴ [Für eine Kultur der Verständigung - Phoenix e.V.](#)

überwunden. Sie sprach nicht darüber, aber die damit einhergehende Erfahrung hat uns verbunden. Wir waren jede auf ihre Weise Fremde.

Sie hatte keine abgeschlossene Berufsausbildung, sie hielt sich in größeren Runden oft zurück und diskutierte nicht mit. Sie wollte nie auffallen und versuchte auch mich dahingehend zu erziehen, um mich zu schützen. Sie sorgte sich um andere, tröstete, kochte, putzte, flickte, pflegte, kuschelte und pustete. All das tun viele Menschen wie sie im Verborgenen und halten uns alle dadurch menschlich zusammen. Niemand wird meiner Oma je ein Denkmal bauen und kein Mensch zitiert sie in wissenschaftlichen Arbeiten. Den einzigen Preis, den sie je erhielt, war ein selbst gebackenes, einen Meter langes Krokodil auf dem Gemeindefest, weil ihr Tipp, wie viele Rosinen darin verbacken waren, am nächsten dran war. Der Preis wurde mit der gesamten Nachbarschaft geteilt.

Meine Oma setzte sich nicht aktiv gegen Rassismus ein und hatte sich auch nicht als Feministin bezeichnet, aber sie lebte mir all diese Werte vor. Deshalb ist sie auch der Mensch, von dem ich mich nach ihrem Tod nicht endgültig verabschieden musste, weil sie in mir weiterlebt. Die Prägung, die ich durch sie von klein auf erfahren habe, ist die Grundlage all meines Schreibens und Handelns.

Wenn ich heute mein Kind in den Arm nehme und tröstend sage: »Ach mein Mäuselchen«, dann ist es die warmherzige Stimme meiner Oma, die durch mich spricht. Sie lebt genau dadurch über ihr irdisches Dasein hinaus. Die Liebe, das Miteinander sind das, was letztendlich zählt im Leben. Dazu sind wir geschaffen: füreinander. Um gemeinsam anders zu sein. Das ist Liebe.

Nichts, was wir Menschen konstruiert und geschaffen haben. Es ist eine Liebe, die Gott* uns geschenkt hat. Es gilt sie immer wieder zu suchen.“

(„Gemeinsam anders – für eine gerechte und vielfältige Zukunft“, S.196f)